

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 6

Artikel: Liebe, Geld, Gummi [Fortsetzung]
Autor: Heller, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Liebe

Geld

Gummi

ROMAN

VON ALFRED HELLER

Mit Hupengeheul und Hurra langten sie endlich vor der «Neuen Post» an. Gerade gegenüber stand eine Bude. Sie trug die Aufschrift: «Mme. Professor Andrews, Institut für wissenschaftliche Lebensdeutung und Zukunftsbestimmung. Preisgekrönt und von einer hohen Behörde autorisiert.»

«Hinein, hinein!» schrie der junge Zeillern und gab nicht nach, bevor er wirklich alle hineinbugsiert hatte. Nur der alte Baron drückte sich. Er pff auf Zukunftsbestimmung, die Gegenwart war ihm lieber. Und diese Gegenwart war in der «Neuen Post» sehr schätzbar vertreten.

Madame Andrews war eine kleine, kümmerliche, geschnittene Person, die ein penetrantes Parfüm ausstrahlte und ein schlissiges, staubiges, schwarzes Seidenkleid der letzten Vorkriegsmode mit viel Würde trug. Sie hatte müde, alte Augen, die begehrlisch aufglänzten, als die Herrschaften plötzlich so unternehmungslustig in das Zelt einbrachen, sich aber sogleich in mißtrauischer Abwehr verschleierten, als fürchte sie einen übermütigen Angriff auf ihren armseligen Nimbus.

«Bittel» sagte die Frau Professor und wies mit einer etwas theatralischen Gebärde auf die paar ausgeborgten Sessel, während ihre andere Hand nervös an der ehemals goldenen Lognonkette entlang glitt, die sie um den Nacken trug. «Bittel! Wollen die Herrschaften Platz nehmen.»

Croissy — er hatte ihren Akzent agnosziert — mengte sich auf italienisch dazwischen. «Hören Sie, Signora: nichts von Beruf und Geld und Erbschaften. Auch nichts von Gefahren, die glücklich überstanden werden. Uns interessiert heute nur die Liebe. Sie verstehen? Und Sie sollen nicht nur richtig prophezeien, sondern auch richtig kombinieren. *M'ha capito bene?*»

«Ma sì, Signore», sagte die Chirromantin und ihre Miene war ebenso gravitätisch als unterwürfig. «Ma si — gewiß. Aber es ist schwer, nicht von Gefahren zu sprechen, wenn von der Liebe die Rede ist. — Darf ich die Dame bitten?»

Sie beugte sich über die Hand, die Jolanthe ihr öffnete. «Ah, eine feine Hand, eine schöne Hand, meine Dame. Aber nicht gerade sehr klar. Immerhin, wir werden sehen. — Vielleicht jetzt dieser Herr?» Sie nahm Ardessers Pranke, wandte sich vorsichtig, als hätte sie es mit einem schlafenden Raubtier zu tun, tippte mit der Fingerspitze ein paar mal auf die Innenfläche, schüttelte den Kopf. «Sonderbar! — Eine so große, starke Hand,

die so viel enthält und doch so wenig spricht; wenigstens in bezug auf die gestellte Frage. — Vielleicht fehlt hier jemand, wie? — Doch nun die andere Dame, was sehen wir da?»

Hella streckte kichernd den Arm hin. «Ah, Signorina», lächelte die Wahrsagerin, «diese Schrift ist schon deutlicher!» Sie strich mit ihren welken, langen Fingern ein paar mal über die Hand. «Ich sehe nun schon viel klarer. Die Konturen bilden sich. Aber wo sind die anderen Figuren?»

Die Hand des jungen Zeillern fuhr vor. «Bitte, Eure Magnifizenz, bedienen Sie sich!» Er zerlachte sich selbst über diesen blendenden Witz.»

Aber Frau Professor Andrews sah nur ganz oberflächlich hin. «Ich danke, mein Herr. Ihre Linien sind so eindeutig, daß sie eines geschulten Auges kaum bedürfen. — Darf ich aber nun jenen Herrn ersuchen?»

Herr Weilich zögerte einen Augenblick. Es war, als hielt ihn eine Hemmung zurück, als fürchte er irgendeinen Mißton. Aber die alte Frau verstand es offensichtlich, auch in den Augen und Herzen zu lesen. Sie beugte sich über seine schmalen Finger und streichelte sie. «Haben Sie keine Sorge, mein Herr», murmelte sie. «Das, was sich in Ihrer Hand sehe, ist nicht schlimm, und Sie können mir glauben, daß ich genügend Erfahrung gesammelt habe, um zwischen dem zu unterscheiden, was wirklich zu fürchten ist, und was nicht.»

Nun kam Croissy als letzter an die Reihe. Die Chirromantin prüfte lange. «Ich begreife, mein Herr», sagte sie endlich, «daß Sie von Gefahren nichts wissen wollen. Es gibt eine gewisse Immunität der Suggestion. Allerdings verfügen Sie auch noch über andere Eigenschaften, um einer Krise zu begegnen, die Ihnen vielleicht bevorsteht. Ihre Frage betraf übrigens die Liebe. Nun, da kann ich Ihnen nur sagen, daß ich hier Schicksalslinien sehe, die sich treffen, solche, die sich kreuzen, und endlich auch solche, die aneinander vorbeigehen. Was sich finden muß, wird sich finden; es wird schließlich alles so kommen, wie es den verborgenen Kräften entspricht.»

Das schien eine Art Resumé zu sein, denn Frau Professor Andrews verbeugte sich, wobei von ihrem Haar etwas Puder auf das schwarze Kleid fiel.

«Könnten Sie sich nicht etwas präziser ausdrücken, geschätzte Pythia?» meinte der fescbe Gustl und griff nach seiner Brieftasche. Er fühlte sich etwas düpiert, hatte aber gleichzeitig die Empfindung, daß die Sache immerhin gut abgelaufen sei.

«Nein, mein Herr», erwiderte die Wahrsagerin; «leider nicht. Unsere Kunst ist weder Mathematik, noch Statistik, und ihre Sprache ist die Andeutung.»

«Hoffen wir, daß sie nichts mit Mathematik und Statistik zu tun hat, hoffen wir es, denn beide sind ihr im Lügen noch weit überlegen», lächelte Croissy.

Frau Professor Andrews nahm die gereichte Note mit der Miene einer gekränkten Nobelpreisträgerin. Die Audienz war beendet. —

Die Kirchweih in der «Neuen Post» hatte, als die Leute vom Sonnhof kamen, schon beträchtliche Fortschritte gemacht. Sie bestand in diesem Stadium eigentlich nur mehr aus zwei Tanzböden, von denen der eine, für das «Volk», aus gehobelten Bohlen gefügt war, die über niedrige Böcke gelegt und mit ein paar Eisenklammern notdürftig zusammengeschlagen waren; er lag auf der an den Gastgarten anstoßenden Festwiese im grellen Licht einiger sausender Azetylenlampen, die alles mit ihrem schreienden, kreidischen Schein übergossen und außerhalb ihres Bereiches unnatürliche Finsternis erzeugten. Lachen, Kreischen und Johlen zeigten an, daß sich dieses Reich der Finsternis großer Beliebtheit erfreute.

Als zweiter Tanzplatz, nur für die Honoratioren, diente die in den Garten mündende offene Veranda, um die sich zwei Dutzend weiß und bunt gedeckte Tische drängten; ein paar Lampions baumelten darüber in den Baumzweigen.

Draußen auf der Wiese schmetterte die Wagringer Schützenmusik, drinnen jaulte das Grammophon, das der Herr Sägewerkbesitzer Schinagl samt zwanzig modernen Tanzplatten für den Abend geliehen hatte. Er spielte hier als mehrfacher Vereinsobmann sozusagen den Hausherrn und begrüßte die Herrschaften mit einer bereits stark alkoholisch gefärbten, überquellenden Herzlichkeit, die der alte Zeillern — er tauchte urplötzlich wie aus einer Versenkung auf — mit einem kräftigen Schulterschlag und der Aufforderung erwiderte: «Halt' dich gefälligst ein wenig zurück, alter Halloedri, du hast ja schon jetzt einen sitzen!» Worauf er ihn der Gesellschaft im allgemeinen und den Damen im besonderen vorstellte.

Herr Schinagl war sichtlich überwältigt. Sein feurig-feuchter Blick wanderte zwischen Hella und Jolanthe, bis beide Mädchen sich vor Lachen schüttelten. Und als man dann endlich an einem dieser blaurot gewürfelten Tische saß, bemühte er sich mit aller Macht um eine möglichst großartige Stimmung und lachte zu seinen eigenen handfesten Scherzen so dröhnend, daß die Lampions zu zittern schienen. Es war alsbald deutlich zu erkennen, daß es ihm Hella angetan hatte. Aber da war nichts zu wollen und nichts zu holen. Hella hatte heute ihren Ardesser — und das war zumindest ebenso deutlich zu sehen. Gustl Zeillern hatte das schon längst erfaßt und sich mit einer halb verzweifelten, halb berechneten Schwenkung Fräulein Jolanthe zu Füßen gelegt. Worauf Herr Sägewerkbesitzer Schinagl sich gleichfalls sagte: Bringst du dein Holz nicht in Wien an, dann lieferst du es halt nach Belgien, und sein Steuer herumwarf.

Die kleine Vermeulen nahm den einen wie den andern mit sprühender und bezaubernder Liebenswürdigkeit auf und — zeichnete den unscheinbaren Herrn Weilich aus, der, noch den süßen Stachel seiner aussichtslosen Verachtung für Hella im Herzen, sich plötzlich aus seiner hoffnungslosen, ein wenig lächerlichen Bedeutungslosigkeit in das lichte Wolkenlooch einer neuen, unerhörten Lebensweite gehoben sah. Kurzum, es war ein richtiges Towuhabowu. Herr Direktor Croissy aber ging ringsherum, lächelte wie ein Salonbuddha und schenkte die Gläser voll.

Plötzlich steilt Hella auf. «Jetzt tanzen wir endlich, kommen Sie, Ardesser!»

Es ist wie ein Signal. Im Nu stiebt alles davon. Jolanthe geht an Herrn Weilichs Arm, flankiert von Gustl Zeillern und gefolgt von dem schon etwas unsicheren Herrn Sägewerkbesitzer. — Ardesser sieht es eben noch und denkt unwillkürlich: «Der arme, kranke Teufel wird doch nicht auch noch tanzen? Wenn Britta da wäre, würde sie bestimmt ...»

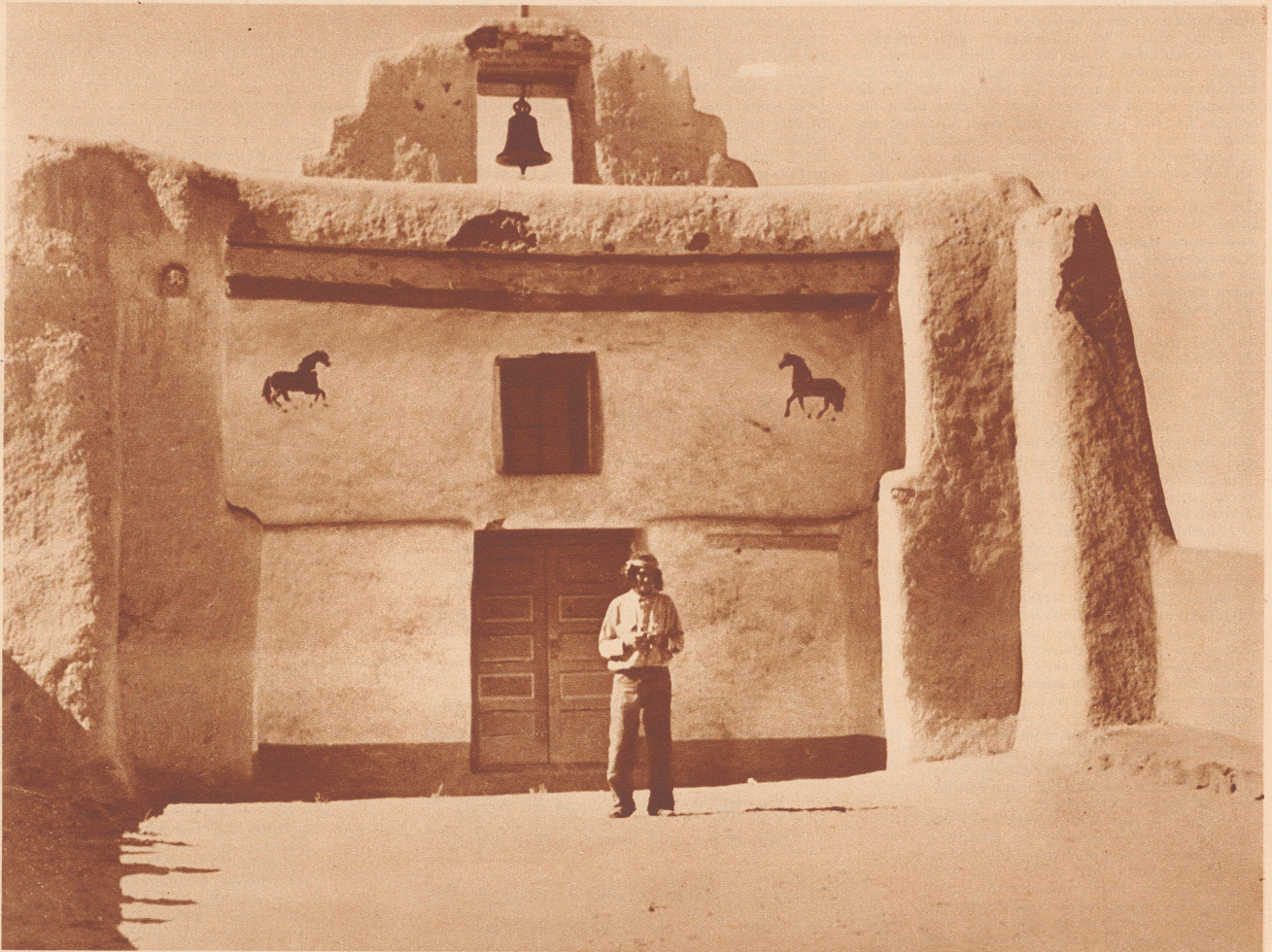
Aber da ist schon die Veranda, das Grammophon des Herrn Schinagl gibt einen schmachttenden Tango von sich und Hella legt ihren Arm auf seine Schulter. «Wie Sie heute aussehen!» sagt sie und schmiegt sich an ihn. «Wie ein Pirat. Ich fürchte mich beinahe vor Ihnen ...»

«Fürchten?» lacht Sepp Ardesser und bemüht sich unwillkürlich, einen möglichst seerüberischen Eindruck zu machen. «Fürchten? Vor mir? Ja warum denn?»

Hella hängt, duftende Blüte und süße Frucht zugleich, in seinem Arm. «Darum ...», flüstert sie, und wieder spürt er den leise werbenden Druck ihres Körpers.

«Verflucht noch einmal», denkt Ardesser, «warum schnapst du denn nicht endlich zu, auf ledernes Rindvieh, du dreimal vernageltes. Du bist doch mit dem festen Vorsatz ausgezogen, dich heute einmal irgendwie zu besaufen. Das da wäre doch auch ein 'irgendwie' und nicht die übelste Methode. Also? —» Aber bevor er dazu kam, einen ähnlichen Entschluß zu fassen, packte ihn Hella beim Arm. «Tanzen können Sie nichts», meinte sie. «Ich muß immer fürchten, Sie treten jemanden tot. Gehen wir lieber hinaus.»

Draußen ist es anders. Geschrei, Lachen und Musik vom Tanzboden drüben spritzen ihnen entgegen. Plötzlich sind sie mitten in dem Gewühl, tauchen in den tiefen Schlagschatten der Lampen.



Aufnahme Langenn-Akademia

Das Gotteshaus von Zia in Neu-Mexiko

Die Spuren der spanischen Eroberung und Herrschaft in Amerika zeigen sich nirgends so deutlich wie in den uralten kirchlichen Bauten, die man überall in Mexiko und im Süden der Vereinigten Staaten, teils gut erhalten, teils arg zerfallen, heute noch findet. Es waren fromme und prunkliebende Leute, die auf Columbus folgten. Selbst die Ruinen ihrer Kirchen noch legen Zeugnis ab von dem alten spanischen Stolz und keiner von ihren Erbauern wohl mochte gehat haben, daß viele ihrer prächtigen Gotteshäuser nach vier Jahrhunderten schon zerfallen wären oder nur mehr als Viehställe oder Unterkunftsorte für Wegelagerer und Schmuggler dienen würden. Viele von diesen monumentalen Bauwerken aber sind erhalten geblieben und heute wie vor 300 Jahren gehen fromme Mönche und bekehrte Eingeborne zur täglichen Andacht durch ihre Hallen. Unser Bild zeigt die uralte Kirche im Indianerdorf Zia in Neu-Mexiko. Der eigentümliche Bau, der aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammt, erinnert in seiner Architektur kaum noch an eine Kirche. Diese Mission von Zia ist eine der wenigen, die während des großen Aufstandes der Pueblo-Indianer nicht zerstört wurden.

«Fein!» schreit Hella und hängt sich stärker an seinen Arm. «So, und jetzt zeigen Sie, daß Sie richtig steuern können, wie ein wirklicher Flibustier.»

«Machen wir», sagt Ardesser großartig und hat keine Ahnung, was er tun soll. Aber da wirft eine Menschenwelle ihnen den Herrn Schinagl entgegen. Jetzt ist er wirklich schon betrunken. «Hoho», gröhlt er, «ich sehe, die Herrschaften haben sich schon auf den Kriegspfad begeben. Bravo, bravo! Nur immer weiter auf dem Wege der Tugend, geradeaus bis zu der Fahne dort und nur mehr ein Stückel rechts, wo die Heiratshütte steht. Drei Minuten Paradies für zwei Schilling. Direkt angestellt sind's, die p. t. Paarln. Aber wenn die Herrschaften nicht so lang warten wollen, kann ich...»

«Fahren Sie ab!» sagt Ardesser.

«Jetzt erst recht nicht», erklärt Herr Schinagl und nascht nach Hellas Arm. Aber plötzlich fliegt er weg, ist verschwunden, von der Menge und der Nacht verschluckt.

Hella drängt sich noch näher an Ardesser; sie hat seine knappe Bewegung, die den Sägewerksbesitzer entfernte, gar nicht gesehen, kaum gefühlt. «Großartig war das», haucht sie ihm ins Ohr, so daß ihr warmer Atem seine Haut liebkost, tastet nach seinem Arm: «Was für Muskeln du hast! — Nun... und jetzt?»

Ardesser steht plötzlich wie ein Klotz, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gestoßen, gibt keine Antwort. Aber Hella merkt nichts davon in ihrem Taumel. «Die Wahrsagerin soll zu ihrem Recht kommen», fährt sie in ihrem Geflüster fort. «Wohin gehen wir?»

Da, in diesem Augenblick, schießt der Widerwille, der Ekel in ihm hoch, wie eine steile Flamme, schlägt über ihm zusammen. «Wohin? — Zurück. Zu den anderen», stößt er hervor und wendet kurz.

Sie läßt seinen Arm fahren. «Was ist...?» Und dann erblaßt sie im jähen Verstehen, taumelt mehr, als sie geht, ein paar Schritte im Kielwasser seiner breiten Schultern. Da drüben taucht im Gewimmel für einen Augenblick der Kopf des jungen Zeillers auf; mit schiefem Gesicht, die ewige Zigarette im Mundwinkel, die Hände in den ebenso unentbehrlichen Hosentaschen, treibt er in dem Schwall.

Hella wirft den Arm hoch. «Zeillern — hallo — Zeillern! Hier!» Es klingt fast wie ein Schrei.

Gustl aber stampft weiter wie ein Tank, sieht sich nicht einmal um. Da ist der Tisch. In der Tür zur Tanzveranda steht Jolanthe. «Oh, unser Erfinder. Und sogar allein. Da darf man nicht stören.»

«Wieso?» grollt Ardesser zurück und es klingt noch ungebärdiger, als er es meinte.

«Weil Sie sich endlich in guter Gesellschaft befinden.» «Sie sind wohl eifersüchtig», knurrt der lange Sepp, ganz grob und hahnbüchern.

Jolanthe sieht ihn an; eine kleine, komische Falte steht in ihrer Stirn. «Ja», sagt sie endlich, und dieses «ja» fällt wie eine Perle in eine silberne Schüssel.

Ardesser hebt seine Eisenbetonschultern und läßt sie dann wieder langsam sinken; die Bewegung hat etwas Hilfloses und läßt sich etwa übersetzen: «Du lieber Gott, was ist das wieder, was soll ich damit machen?»

«Kommen Sie, Herr Ardesser», sagt Fräulein Vermeulen. «Sie können mir auch Ihren Arm geben; es tut bestimmt nicht weh und verpflichtet zu nichts. Zum tanzen sind Sie ja nicht zu gebrauchen, aber wir können draußen ein wenig spazierengehen. Diese Ortsstraße ist reizend; diese alten, schönen Giebelhäuser mit den Balkonen, und in jedem Fenster Blumen. Die Shell-Pumpe mitten drunter kommt mir vor wie ein Takt Jazzmusik in einem Volkslied.»

«... wie ein Takt Jazzmusik...», wiederholt er. «Hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut. Schön. — Gehen wir also.»

Die Ortsgasse war leer und still und wirklich beinahe so, wie Fräulein Jolanthe sie beschrieben hat. «So, und jetzt reden wir einmal miteinander wie vernünftige Menschen; es ist wirklich höchste Zeit dazu.»

«Ich glaube kaum, mich noch zu den vernünftigen Menschen zählen zu dürfen», murmelt Ardesser.

«Sehr richtig», meint die kleine Jolanthe. «Und deshalb will ich Ihnen auch sagen, was Ihnen fehlt. Man hat mir erzählt, daß Sie in einem Stollen, in einem engen, finsternen Loch, mitten im Berg drinnen gearbeitet haben, um Geld für Ihre Erfindung zu verdienen. Ich bewundere Sie sehr dafür. Aber ich fürchte, Sie stecken noch immer in so einem engen, dunklen Loch, in dem Sie nicht sehen können, was um Sie vorgeht und wie die Welt überhaupt beschaffen ist. Ich denke, es wäre nötig, daß Sie endlich aus Ihrem Stollen wirklich hervorkommen, meinen Sie nicht auch?»

«Ich verstehe Sie leider nicht. Können Sie mir das nicht etwas konkreter, etwas primitiver sagen?»

Sie fing seinen Blick und lächelte. «Bitte. Sprechen wir also deutlicher. Ihnen tut vor allem eines not: Sie müssen eine gewisse Distanz gewinnen. Sie können das bildlich, aber auch ganz wörtlich nehmen. Also, auf die einfachste Formel reduziert: fort! — Fort sollen Sie, müssen Sie. Soll ich Ihnen gleich einen Vorschlag machen? — Da wäre zum Beispiel die Normandie; dort ist es jetzt herrlich. Aber wir könnten auch nach Wight; ich habe dort sehr nette Freunde. — Ich merkte eben, daß ich, wir, sagte; ich habe mich also verplappert. Aber das macht nichts. Bleiben wir der Einfachheit halber dabei: also, wir'. — Wir werden zusammen schwimmen, reiten, segeln und so weiter und überhaupt nette Kameraden sein. Mit dem Flirt können Sie es halten, wie Sie wollen; es wird Ihnen nicht schaden, wenn Sie ein wenig davon lernen. Auch Tennis und Bridge kann ich Ihnen beibringen, wenn Sie wollen. Und Sie werden sich damit revanchieren, daß Sie mir von Ihrer Erfindung erzählen. Und wenn ich das wichtigste davon begriffen habe, dann entwerfen wir zusammen einen großartigen Feldzugsplan. Und wenn wir ihn fertig haben, dann...»

«Was dann?» lacht Ardesser und fällt unwillkürlich in das hinreißende Brio dieses kleinen, energischen Fräulein Vermeulen ein.

«Dann bauen Sie Ihre Fabriken, erzeugen Ihren neuen Kautschuk und bringen alle anderen damit um.»

«Famos!» nickt Ardesser. «Warum nicht? ... bauen Fabriken ... bringen alle anderen um ...» Es fehlt nur die gewisse kleine Kleinigkeit dabei.

«Meine Sache», erklärt Fräulein Jolanthe. «Das Geld ist selbstverständlich meine Sache.» «... Ihre Sache...», Ardesser verstummt vor dieser Ungeheuerlichkeit.

«Sie scheinen das als einen Scherz anzusehen, aber ich versichere Ihnen, daß ich noch niemals in meinem Leben so ernst gesprochen habe.»

«Aber...» — langsam kommt Ardesser wieder ins Gleichgewicht — «... aber Sie wissen doch, von allem anderen ganz abgesehen, daß Ihr Vater es endgültig abgelehnt hat, sich mit der Sache zu betassen.»

«Erstens spreche ich doch nicht von Papa, sondern von mir. Und ich bin großjährig und habe mein eigenes Vermögen. Zweitens tut Chuck, wenn es hart auf hart geht, doch immer das, was ich will; zumindest läßt er mir meinen Willen. — Und drittens, was soll das heißen: von allem anderen abgesehen? Wo-wo ist abzusehen? Was ist das wieder für eine alberne Stollen-Redensart?»

Ardesser bleibt stehen, fährt sich durchs Haar, wirft einen verzweifelten Blick auf die dunklen Bergsilhouetten oben, als suche er dort irgendeine Hilfe. «Eine ziemlich ungewöhnliche Kirchweihunterhaltung», meint er endlich. Es fällt ihm durchaus nichts Besseres ein.

«Selbstverständlich», gibt Jolanthe zurück. «Für Gewöhnliches interessiere ich mich auch nicht.»

«Ich danke im Namen des synthetischen Kautschuks», sagt Ardesser. Ja, das ist der richtige Ton. Wenn die kleine Hexe sich lustig macht, dann muß er eben auch...

«Ich meine nicht bloß den Kautschuk», erwidert da Jolanthe mit einer ganz anderen, gar nicht mehr so resoluten Stimme.

Pause. — Sie gehen ein paar Dutzend Schritte schweigend nebeneinander.

«Hm...», macht Ardesser endlich. «... Sie haben Ihren Flirtunterricht wohl schon aufgenommen?»

Jetzt ist es Jolanthe, die in der Bewegung plötzlich abstoppt. «Sind Sie musikalisch?» fragt sie. «Nein! — Ich dachte es. Denn sonst könnten Sie sich im Ton nicht so vergreifen, wie eben jetzt. Außerdem...»

Aber da flammt bläulichweißer Schein zwei, dreimal hintereinander über das Firmament und schleudert für den Bruchteil einer Sekunde die gepenstete Vision fahler Kalkwände, eingeklemmt zwischen geduckte, wartende Wälder und eine schwere, heranwühlende Wolkenmasse, in ihre Pupillen.

«Gewitter!» sagt Ardesser. «Es wetterleuchtet schon die ganze Zeit über. — Ich bin für den Rückzug.»

Aber Jolanthe rührt sich nicht. «Warum? Ich habe gegen ein richtiges, schönes Gewitter nichts, und Sie werden doch noch weniger Angst haben. Außerdem sind Sie mir noch eine Antwort schuldig. — Oder sollte Ihr Rückzugswunsch symbolisch zu verstehen sein?»

Sie stehen einander auf der dunklen Straße gegenüber. Hinter ihnen liegt der Ort mit Lärm, Musik und Lichtern; vor ihnen lastet die Nacht und das heraufziehende Gewitter über dem Tal. Ein ungefahr anspringender Wind wirbelt Staub und läßt die Alleebäume aufrauschen. «Ja», meint Ardesser endlich, «Sie haben recht. Ich bin Ihnen eine Antwort schuldig, aber ich hätte sie Ihnen

und mir gern erspart. Denn morgen hätte bestimmt alles ganz anders ausgesehen; ich wäre in meinen Stollen gegangen und Sie wären abgereist und hätten den ganzen Spaß vergessen. Und damit wäre die Sache bestens erledigt gewesen. — Aber Sie bestehen auf einer Antwort! — Gut. Ich will nicht darüber sprechen, ob Ihr großzügiger und großmütiger Vorschlag durchführbar ist oder nicht, ob er vernünftig oder unvernünftig, annehmbar oder unannehmbar ist — ich will und kann Ihnen nicht mehr sagen, als daß ich meinen Weg allein und aus eigener Kraft weitergehen muß. Ich werde meine Erfindung...»

Sie unterbricht ihn mit einer scharfen Bewegung. «Falls Sie nur von Ihrem Kautschuk sprechen, können Sie sich kürzer fassen. Was haben Sie sonst noch in Ihrem Köcher?»

«Nichts», sagte Ardesser.

In der Ferne beginnen die vom Sturm aufgeschreckten

sagen: das ganze ist eine ungeheure Luftpumpe, die alles leersaugt.»

Herr Weilich lächelt. Er hat unnatürlich glänzende Augen und abgezielte Flecken auf den Wangen. «Aha, das Cidher-Motiv! und wiederum nach vierhundert Jahren, will ich des gleichen Weges fahren'. — Eine Spielart des Ahasver-Komplexes. Man sollte nicht glauben, wie lebendig und verbreitet der immer noch ist! — Sie sind, ohne es zu wissen, ein Komiker, mein Herr. Sie starren durch Ihr famoses 400-Jahr-Teleskop, in dem alles zu einem Nichts zusammenschumpft und verkündet: nichts ist wichtig, nichts ist da. Tatsächlich ist es genau umgekehrt: alles ist wichtig, ist von ungeheurer, überwältigender Wichtigkeit, weil es eben einmalig und unwiederbringlich ist. Jede Sekunde ist eine unersetzliche Ewigkeit...»

«Unsinn!», erklärt Herr Schinagl mit dem ganzen Nachdruck seiner rauschbeschwingten Energie. «Unsinn! Nichts ist wichtig. Und am wenigsten die sogenannte Liebe, auch wenn gewisse Grashüpfer glauben, daß...»

«Alles, alles ist wichtig, ist sogar unsterblich in gewissem Sinne, weil es einmal da war, — sogar der oberflächliche, besoffene Quatsch, den Sie von sich geben, Sie Defaist des Lebens, Sie theoretischer», schreit Herr Weilich mit blitzenden Augen und sieht aus wie ein sieghafter Erzengel.

Da steht Direktor Croissy plötzlich am Tisch. «Aber meine Herren! Wie kann man über Brillen streiten? Jeder hält die für die beste, durch die er am besten sieht. Außerdem scheinen Sie die Ihren versichtlich getauscht zu haben! — Es tut mir leid, Ihr philosophisches Gespräch stören zu müssen, Herr Weilich, aber wir sind im Aufbruch begriffen. Ein Gewitter ist im Anzug. Nur Sie und Baron Zeillern werden noch vermisst.»

Der Sägewerkbesitzer hebt den Kopf. «Wen suchen Sie, den alten Zeillern? Da brauchen Sie nur bei Kellnerinnen nachzuschauen. Bei irgendeiner steckt er bestimmt, wahrscheinlich bei der neuen, der Emmi.»

«Danke für den Tip», meint Croissy. «Aber es wäre noch liebenswürdiger von Ihnen, diese Mission selbst zu übernehmen. Ich bin mit den — Verhältnissen hier doch zu wenig vertraut.»

«Ich?» sagt Herr Schinagl börsartig. «Ich — Vielleicht dafür, daß er mir Geld schuldig ist und nichts zahlt? Fallt mir gar net ein. Lassen's ihn halt austrommeln.»

Herr Weilich will die Sache übernehmen, aber plötzlich taucht der alte Baron auf: rosig, strahlend vergnügt und mit einem entzückenden Schwips behaftet. An Herrn Weilichs Arm durchschreitet er die Einfahrt, vor dem schon das Auto wartet, und kann gar nicht begreifen, daß die Sache ein so rasches Ende haben soll. Aber Herr Weilich ist jetzt ganz auf der Höhe; im Nu hat er den alten Baron im Wagen verstaubt, klappert den Schlag zu, zieht einen imaginären Hut: «Guten Abend, meine Herrschaften und glückliche Heimfahrt. Ich bleibe noch und komme mit dem Nachzug um drei Uhr. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Auf Wiedersehen morgen!»

Damit verschwindet er. Im unablässigen Blitzschein klatschen die ersten schweren Tropfen. —

Ein Spuk ist diese Heimfahrt. Croissy sitzt am Steuer hinter der Schutzscheibe, gegen die der Sturm eine prasselnde Sturzee nach der anderen schleudert, starrt an dem pendelnden Wischer vorbei in die stürzende Sintflut, die der Scheinwerfer kaum zu durchdringen vermag. Neben ihm sitzt Jolanthe. Sie ist wie ein sprühendes Feuerwerk, lacht und spricht unaufhörlich. Nach dem ersten Kilometer hat Croissy begriffen: die große Chance ist da, endlich! — «Lieber werfe ich die Karre dreimal in den Graben, bevor ich sie vorbeilasse», denkt er. Immer schneller, immer schärfer gibt er die Bälle dieses angeregten Dialogs zurück — hoppla, jetzt! ... Nein. Er hat den schleudernden Wagen eben noch richtig abgefangen. Und dann geht er mit voller Kraft zum Angriff über, zum Angriff auf diesen Gegner, der nichts anderes wünscht, als eine möglichst sichtbare, deutliche Kapitulation.

Aber es ist ungewiß, ob Sepp Ardesser, der ganz rückwärts im Fond des Wagens hockt, davon etwas merkt; es ist auch unsicher, ob er etwas von der ausgelassenen, mit allerlei zärtlichen Anzüglichkeiten gewürzten Unterhaltung hört, die Hella und Gustl auf den Sitzen unmittelbar vor ihm führen, und die ist doch auch, wenigstens zum Teil, für ihn bestimmt. Ja, er nimmt nicht einmal von dem verrückten und vergnügten Zeug Notiz, das der alte Zeillern neben ihm schwatzt, bis er — ganz unvermittelt — einschläft und seinen schweren Kopf auf Ardessers Schulter fallen läßt. Er denkt überhaupt an nichts Bestimmtes. Er sieht, spürt bereits den Stollen wieder, seinen Stollen — er riecht ihn, hört die Bohrmaschine, führt sie zwischen den Fäusten... Erst als der Wagen vor dem Sonnhofe hält, denkt er

Gott, meine Seele

BRUNO SCHÖNLANK

Gott, meine Seele ist ein kleines Kind,
Das mit den blanken Steinen spielt,
Den Mond an einer Silberleine führt,
In Blumengärten deinen Odem spürt.

Und ist ein müder alter Mann,
Der nächstelang sich nach der Sonne sehnt,
Mit welcher Hand nach ihren Strahlen greift
Und eine goldne Himmelsleiter webt,
Die hoch und immer höher ihn erhebt,
Daß er sich nahe deinem Busen wohnt.

Doch wenn ich denke deiner Menschheit, Gott,
Und fühle alle Qual, die sie bewegt,
Und sehe, daß dein Heiland Dornen trägt
Und daß du duldest deiner Kinder Morden...
Dann bist du mir so rätselhaft geworden
Und fern und fremd und fühllos unsrem Leid.

Wälder zu murren. Wieder zuckt Blitzschein auf, beleuchtet einen Herzschlag ihr Gesicht; es ist wie eine weiße Maske.

«Dann hat es auch keinen Sinn, diesen amüsanten Spaziergang fortzusetzen», meint Jolanthe Vermeulen mit einer Stimme, die trotz übermenschlicher Beherrschung wie gebrochene Glas klingt, und beginnt zurückzugehen. Sie läuft so schnell, daß er Mühe hat, an ihrer Seite zu bleiben. Aber zehn Schritte vor der Einfahrt zur «Neuen Post» verhält sie mit einem Ruck. Staunenswert: schon hat sie sich wieder ganz in der Hand, lächelt in eisiger Ironie. «Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: wissen Sie auch, warum ich mich vorhin über Sie geärgert habe? Weil Sie meinen Kirchweihscherz für stupiden Ernst genommen haben. Mais c'est ma faute. Ich hätte die Grenzen des teutonischen Esprits besser einschätzen sollen. Croissy hatte durchaus recht. — Enfin, passons la-dessus. Vielleicht haben Sie die Güte, sich um den Wagen zu kümmern. Ich werde die da drinnen zusammentrommeln.»

An dem Tisch mit dem blaurot gewürfelten Tischduch sitzen Herr Schinagl und Herr Weilich einsam einander gegenüber. Der Sägewerkbesitzer hebt sein gerötetes Gesicht aus den aufgestützten Händen. «Alles egal, alles Wurscht», murmelt er. «Nehmen Sie zum Beispiel das Jahr 2471. Nichts wird mehr da sein, was heute da ist. Für die Leute von anno 2471 wird alles, was für uns heute wichtig ist, gerade so ein Dreck sein, wie für uns das, wofür sich die Menschen im vierzehnten Jahrhundert die Schädel eingeschlagen haben. Haben sie überhaupt gelebt? Egal. — Haben wir überhaupt gelebt? Ebenso egal. Alles ist Wurscht. Ich will Ihnen was

einen wirklichen, richtigen Gedanken: man hätte diesen kranken Menschen, den Herrn Weich, nicht dort lassen dürfen; wenn die Meinrad dagewesen wäre, die hätte es nicht zugelassen! — Ja, die Britta Meinrad. Nun sieht er sie doch nicht mehr. Oder vielleicht kommt sie doch einmal hinauf nach Hüttau? —

Der bestohlene Recke

Der Wind rüttelt in harten, ungleichmäßigen Stößen an den Fenstern, wirft mit Graupeln vermischten Regen an die Scheiben. Sieben Grad zeigt das Thermometer. Ein gründlicher Wettersturz, den dieses nächtliche Frontgewitter gebracht hat!

«Bequemer wäre es allerdings, einfach den Koffer zu nehmen und abzumarschieren», denkt Ardesser. «Jetzt um sieben Uhr früh ist bestimmt noch kein Mensch zu sehen. Aber das geht nicht. Ich werde doch überall herumgehen müssen und mich empfehlen. Aber den Koffer mache ich fertig.»

Es ist nicht viel zu tun damit. Er stellt ihn auf den Tisch, kramt das bißchen Inhalt aus. Unten liegen die Aufzeichnungen und die Patentschrift, die er von Fräulein Meinrad bekommen hat... zum Kuckuck, wo ist sie denn?... Nochmals wühlt er das ganze durch. Nichts. Das Heft ist nicht da... Aber das ist doch ganz unmöglich. Wann war das? — Vorgestern. Ja, vorgestern hat er doch noch die Patentschrift in der Hand gehabt und unter den Pack Aufzeichnungen gelegt. Er weiß es ganz bestimmt. — Nein, nichts, sie ist tatsächlich fort...

Er reißt das Fenster auf, läßt sich den Regen ins Gesicht peitschen. Was — was ist das? — Man hat sie gestohlen. — Gestohlen! Wer — wer hat gestohlen? — Nein, das sind überflüssige Fragen. Das «warum» ist klar, und damit auch das «wer». — Die Meinrad hat ihn gewarnt! — Und was nun? — Der Regen peitscht ihm ins Gesicht. Es tut gut. — Ja, es ist kalt, und auch das tut gut. — Langsam kriecht sie in ihn hinein, diese wohl-tätige Kälte, erstarrt alles in ihm zu einem wohl-tätigen, gefühllosen Trotz. — Und jetzt? — Jetzt gibt es Kampf. Er wird nicht leicht sein, er ist wahrscheinlich aussichtslos, aber er wird durchgekämpft bis zum letzten...

Ardesser tritt vom Fenster zurück, stopft mit ein paar Griffen das herumliegende Zeug in den Koffer, rafft Rucksack und Mantel zusammen. Als er die Stiege hinabgeht, hört er unten im Flur einen breiten Baß-Dialekt, umgackert von aufgeregtem Weiberdiskant.

Da steht der Hoanleitn-Michl im tiefenden Wetterfleck und patschnassen Goiserern, und die beiden Hausmädln, die Anna und die Cilli, schnattern um ihn herum.

(Fortsetzung folgt)

Ehe verkehrt

VON WILHELM LICHTENBERG

Kennen Sie, meine Herren, den psychologischen Moment in der Ehe, wo dem Gatten plötzlich das Essen nicht mehr schmeckt, die Zimmertemperatur unerträglich wird und die Kinder den Eindruck völliger Verwahrlosung machen? O, gewiß kennen Sie ihn, oder Sie werden ihn zumindest sehr bald kennenlernen. Wissen Sie, meine Damen, daß jede Ehe eines Tages auf den Punkt gelangt, wo die endlosen — zumeist nächtlichen — Konferenzen der Ehegatten nicht mehr so ohne weiteres geglaubt werden und die übermäßige geschäftliche Inanspruchnahme in das Reich der Märchen von Tausend-undeiner Nacht verwiesen wird? Ich zweifle nicht, daß Sie schon auf diesem Punkt — dem Nullpunkt des ehelichen Glückes hielten oder zumindest sehr bald dahin gelangen werden.

Was man dagegen tut? Machen Sie es wie wir! Führen Sie eine kurze Zeit nur die sogenannte «Ehe verkehrt». Und ich verbürge mich dafür, daß auch bei Ihnen alles schönstens in Ordnung kommen muß. Jetzt wollen Sie, meine Damen und Herren, natürlich auch wissen, was so eine «Ehe verkehrt» eigentlich sei? Gestatten Sie also, daß ich Ihnen eine ganz kurze — und wie ich hoffe — hübsche Geschichte erzähle.

Nämlich, eines Tages sagte meine Frau in jenem satt-sam bekannten Ton, den man praktischerweise zum Gefrieren-machen des Wassers bei Kunstseisbahnen ausnützen sollte: «Ich habe es satt, mich von dir vernachlässigen zu lassen! Dazu habe ich nicht geheiratet, um hier meine Tage und Abende einsam zu vertrauern. Immer schiebst du nur dein Büro vor, nie hast du Zeit für mich! Ewige Konferenzen, an die ich nicht glaube, Abschlüsse, die im Mond liegen und Postarbeit, jetzt, in der größten Wirtschaftskrise! Das mache ich nicht länger mit. Und wenn du dein Benehmen gegen mich nicht änderst...» Zu Ende reden ließ ich sie nicht. Ich donnerte (meine lieben Ehemänner, ihr wißt wohl, wie man daheim donnert?), ich donnerte also: «So? So kommst du mir? Dann Sorge du einmal für die Familie! Geh du ins Büro und schinde dich von früh bis spät!» — «Und wer bleibt im Haus?»

fragte sie lauernd. — «Ich natürlich! Jeden zweiten Tag dasselbe schlechte Essen kochen lassen, für die überflüssigsten Dinge Geld ausgeben und Nachmittage lang Bridge spielen, das werde ich auch noch treffen!» — «Schön», meinte sie mit unheimlicher Ruhe, «dann versuchen wir es einmal so. Was du triffst, treffe ich noch lange. Und dann wollen wir sehen, wie du dich mit der Wirtschaft zurechtfindest.»

Ich hatte natürlich angenommen, daß meine Frau einen schlechten Scherz machte. Als ich am nächsten Morgen beim Frühstück saß und meine Frau nicht vorfand, fragte ich das Mädchen, wo sie sei. «Die gnädige Frau ist ins Büro gegangen», antwortete sie mit dem selbstverständlichsten Tonfall. Ich wandte mich ihr mit einem Ruck zu: «Ins... Büro gegangen...?» — «Ja. Die gnädige Frau wird jetzt das Geschäft führen. Und der Herr werden für die Wirtschaft sorgen.»

Zuerst war ich ja starr. Aber dann dachte ich: «Schön, das macht sie längstens bis Mittag mit. Zu Mittag ist sie wieder da und beschwört mich, die alte Ordnung wieder einzuführen.» Inzwischen fragte mich aber das Mädchen: «Was kochen wir heute zu Mittag?» Also, wenn sie mich das noch gestern gefragt hätte, ich würde ihr zehn ausgezeichnete Menüs heruntergeleiert haben. Schließlich ist es doch keine Leistung, einfach nur anzugeben, was zu Mittag gekocht werden soll. Aber heute... heute... Was kocht man heute zu Mittag? Ich grübelte lange nach. Dann sagte ich: «Also... kochen wir... nicht wahr... Na, vielleicht eine Einlaufsuppe... Wie?... Und... und... Rindfleisch mit... mit... Spinat... Und nachher ein Biskuit...» — «Ausgeschlossen», meinte das treche Ding und blickte mich so herausfordernd an. «Das haben der Herr erst vorgestern gehabt. Und wenn wir in einem Monat zweimal dasselbe kochen, machen Sie doch einen furchtbaren Krach.» Ich schrie sie an: «Ich werde keinen Krach machen! Haben Sie mich verstanden, Sie freche Person? Es wird das ge-»

(Fortsetzung Seite 162)



NIVEA-CREME in Dosen und Tuben Fr. 0.50 - 2.40
NIVEA-ÖL Fr. 1.75 - 2.75

SCHWEIZER FABRIKAT
PILOT A. G. - BASEL

NIVEA

gehört mit zu
Ihrer Ausrüstung

NIVEA-CREME schützt Ihre Haut gegen Wind und Wetter, begünstigt das Bräunen und vermindert die Gefahr des Sonnenbrandes. NIVEA-CREME hinterläßt keinen Glanz und verleih Ihnen frisch-gesundes, sportliches Aussehen.

